

(Nachdruck verboten.)

84]

## Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

An Regentagen war es eine ganze Arbeit, sich Klarheit darüber zu verschaffen, wieviel die Uhr war, man mußte sich bis zum äußersten anstrengen. Sonst war es die leichteste Sache der Welt, Pelle hatte es hauptsächlich im Gefühl. Da waren Zeichen daheim auf dem Hof, die besagten, wieviel die Uhr zu gewissen Zeiten des Tages sein konnte, die Kühe gaben ihre Gewohnheiten zu anderen Stunden kund. Gegen neun Uhr legte sich die erste zum Morgenwiederkäuen hin, und allmählich fiel eine nach der andern ein — gegen zehn Uhr war da stets ein Augenblick, wo sie alle lagen und kauten; um elf Uhr waren die letzten wieder auf den Weinen. In gleicher Weise spielte es sich am Nachmittag zwischen drei und fünf Uhr ab.

Wenn die Sonne schien, war es leicht zu bestimmen, wann Mittag war, Pelle wußte es immer an sich selbst, wenn sie in ihrer Bahn umkehrte. Und da waren hundert andere Dinge in der Natur, die ihn mit den Tageszeiten in Verbindung brachten, zum Beispiel die Gewohnheiten der Vögel und etwas bei den Tannenbäumen. Und eine Menge anderes, worauf er nicht den Finger setzen und da sagen konnte, weil es nur so eben eine Empfindung war. Den Trieb nach Hause gaben die Kühe selbst an. Wenn der sich näherte, grasten sie sich langsam herum, bis sie mit ihren Köpfen die Richtung auf den Hof zu angaben, und ein Strecken machte sich in ihrem Körper bemerkbar — sie sehnten sich.

Die ganze Woche hindurch hatte sich Kud nicht sehen lassen, und heute war er kaum da, als ihm Pelle auch schon wegen einer Hinterlist ausschelten mußte. Da lief er nach Hause, Pelle aber legte sich oben an den Rand der Tannen und lang, auf dem Bauch, die Fußhöhlen in der Luft. Rings umher waren Spuren seines Messers an den Stämmen der Bäume — bei den ältesten Schiffen sah man den Kiel und das Deck stand lotrecht auf dem Rumpf, die hatte er im ersten Sommer geschnitten. Hier war auch eine Sammlung von Aedern am Wiesenrande, ordnungsmäßig gepflügt, geeeggt und besät. Jeder Ader war eine Viertelzelle groß.

Aber nun lag Pelle da und ruhte sich aus nach den Anstrengungen mit Kud — in einem jubelnden Geheul, das die Luft schaukeln machte. Oben auf dem Hofe kam ein Knecht heraus, er ging mit einem Bündel unterm Arm die Landstraße entlang; es war Erik, der wegen Prügelei vor Gericht sollte. Jetzt kam der Gutsbesitzer gefahren und fauchte in schneller Fahrt auf die Stadt zu, er wollte also zur Stadt und bummeln. Warum konnte der Knecht denn nicht mitfahren, wo sie doch denselben Weg hatten. Wie schnell er fuhr, obwohl sie ihn jetzt ja nie mehr verfolgte — sie tröstete sich jetzt zu Hause. Ob es wohl wahr war, daß er an einem Abend fünfhundert blanke Kronen durchgebracht hatte?

„Wild raset der Krieg, es fliehet das Blut,  
In den Bergen Ruhe man hört!  
Mit Grauen und Schreden der Türke naht,  
Und manch' trautes Heim er zerstört.  
Sie zieh —“

„Hallo!“ Mit einem Satz war Pelle auf den Füßen und starrte zu dem Klee hinauf. Die Milchkühe da oben hatten die letzte Viertelstunde jeden Augenblick nach dem Hof hinaufgesehen, jetzt brüllte Aspasia, dann mußte der Vater bald auf dem Wege hier heraus sein, um die Kühe umzupflöcken. Da kam er auch wirklich um die Ecke des Hofes gewaltsam. Es war nicht weit bis zu der untersten Kuh hinüber; wenn der Vater da war, konnte Pelle es schon abpassen, daß er schnell hinüberriese und ihm Gutentag sagte.

Pelle sammelte die Kühe zusammen und trieb langsam nach der anderen Grenzscheide und über die Felder hinüber. Lasse hatte die obere Hälfte umgepflockt, jetzt ging er zu dem Stier hinüber, der ein wenig abseits stand. Der Stier brummte und stampfte, daß die Erde ausspritzte; die Zunge hing ihm

an der einen Seite aus dem Maul, und mit dem einen Horn stieß er in die Luft — er war wütend. Dann ging er mit kurzen Schritten und allerlei Hofuspokus vor — wie er stampfte! Pelle hatte die größte Lust, ihn über die Schnauze zu hauen, wie er es so oft getan hatte; das war doch keine Manier, Lasse selbst zu bedrohen, wenn er auch gar nichts damit meinte.

Vater Lasse achtete auch nicht weiter darauf, er stand da und hämmerte auf den schweren Spannpflock los, um ihn herauszuschlagen. „Guten Tag!“ rief Pelle. Lasse wandte den Kopf und nickte, dann beugte er sich herab und schlug den Pfahl in die Erde. Der Stier stand ganz dicht hinter ihm und stampfte kurz. Das Maul stand ihm offen, und die Zunge hing heraus; es sah aus, als erbräche er sich, und dem entsprach auch das Geräusch. Pelle lachte, während er seinen Lauf mähtigte, er war ganz in der Nähe.

Aber plötzlich schoß Vater Lasse einen Purzelbaum, fiel und war wieder in der Luft — und fiel eine Strecke weiter nieder. Wieder wollte ihn der Stier aufspießen, aber Pelle stand gerade vor seinem Kopf; er hatte seine Holzschuhe nicht an, sondern stieß mit den bloßen Füßen, so daß es ihm schwarz vor den Augen wurde. Der Stier kannte ihn und wollte um ihn herum schleichen, aber Pelle sprang vor seinen Kopf hin und schrie und stieß mit den Füßen und packte ihn, ganz außer sich, bei den Hörnern. Da schleuderte er ihn sanft beiseite und ging auf Lasse zu, der in einiger Entfernung da lag, er blies an der Erde entlang, so daß das Gras wogte.

Er packte den Alten bei der Nase und rüttelte ihn ein wenig, fauchte dann tastend mit beiden Hörnern unter ihn, um ihn hoch in die Luft zu schleudern. Aber Pelle war wieder auf den Weinen, wie ein Blitz zog er das Messer heraus und jagte es dem Stier zwischen die Hinterbeine. Der Stier stieß ein kurzes Gebrüll aus, warf Lasse beiseite und fuhr in Sprüngen über die Felder hin, er stieß im Laufen mit den Hörnern in die Luft und brummte. Driüben am Bach machte er sich daran, den Abhang aufzuwühlen, die Luft um ihn her war dick von Erde und Grassoden.

Lasse lag da und stöhnte mit geschlossenen Augen. Pelle zerrte vergebens an einem Arm, um ihm aufzuhelfen. „Vater, lieber Lassevater!“ rief er weinend. Endlich setzte sich Lasse aufrecht hin.

„Wer singst da, Junge?“ fragte er. „Ach, Du bist es, Junge — und Du weinst! Hat Dir jemand was getan? — Ach ja, der Stier, der war kurz davor, Tandango mit mir zu spielen. Aber was singst Du eigentlich an, daß ihn der Teufel so schnell holte? Du hast ja Deinem Vater das Leben gerettet, so klein Du auch noch bist. — Psui Satan, ich glaub, wahrhaftig, ich muß spucken.“ Lasse erbrach sich. „Ach ja!“ sagte er und trocknete den Schweiß von der Stirn, „wer jetzt 'n Schluß hätte! — Ja, ja, er kannte mich ja, der Bursche, sonst wär' ich nicht so leicht davongekommen. Er wollt' bloß ein bißchen mit mir spielen, weißt Du — er war ein klein wenig nachträglich, weil ich ihn heut' morgen von einer Kuh weggejaagt hatt'; ich merk' es ja recht gut. Aber wer hätte auch gedacht, daß er sich an einem vergreifen könnte. Na, das hätte er nu auch nicht getan, wenn ich nicht so dumm gewesen wär', in fremden Zeug zu gehen; dies is nämlich Mons seine Nase, die hab' ich mir geliehen, weil ich meine gewaschen hab'. Und den fremden Geruch kann Skulurius nicht an mir vertragen. — Na, nu müssen wir ja sehen, was Mons zu diesem Miß sagt, er wird voll nicht allzu sauber sein!“

Lasse ließ den Mund noch eine Weile laufen, ehe er versuchte, aufzustehen und mit Belles Hilfe auf die Weine zu kommen. Er stand da, auf die Schulter des Jungen gestützt und schwankte hin und her. „Ich könnt' ganz gut betrunken sein, wenn man bloß die Schmerzen nicht wären!“ sagte er und lachte leise. „Ja, ja, ich muß voll Gott danken, daß ich Dich hab', Junger; immer machst Du mir das Herz froh, und nu hast Du mir auch das Leben gerettet.“

Lasse schwankte nun nach Hause, und Pelle trieb den Rest der Kühe auf dem Wege zu den Weinen hinunter. Er war stolz und zugleich erschüttert, hauptsächlich aber doch stolz. Er hatte Vater Lasse das Leben gerettet — und zwar hatte er ihn von dem großen, wütenden Stier errettet, mit dem niemand sonst auf dem Hofe zu schaffen haben wollte.

Das nächste Mal, wenn Henrik Bödker herauskam, um ihn zu besuchen, sollte er das Ganze zu wissen bekommen.

Ein wenig ärgerlich war er darüber, daß er das Messer gezogen hatte, hier oaf dem Rande sahen alle darauf herab und sagten, das sei schwedisch. Es hätt' ja auch gar nicht nötig getan, wenn da nur Zeit gewesen wäre — oder er bloß seine Holzschuhe angehabt hätt', um den Stier damit ins Auge zu schlagen. Er war so oft mit den Schnauzen von seinen Holzschuhen auf ihn losgegangen, wenn er nach einer Deckung wieder in den Stall hineingetrieben werden sollte, und er nahm sich wohl in acht, ihm was zu tun. Vielleicht wollte er ihm einen Finger in das Auge stecken und ihn blind machen — oder ihn bei den Hörnern packen und herumdrehen, so wie in der Geschichte, bis er ihm den Hals abgedreht hätte.

Belle wuchs und schwoll an, bis er alles überschattete; die Kräfte, die er hatte, wollten gar kein Ende nehmen, während er herumließ und die Kühe wieder zusammentrieb. Er ging im Sturmgang über das ganze hin, schlennderte den starken Erik und den Berwalter hierhin und dahin und hob — ja, hob das ganze Stengaarden in die Höhe, nur indem er eine Hand unter den Balken stemmte. Er geriet in eine förmliche Verferkervut.

Und mitten in alledem fiel ihm auf einmal ein, was für ein Skandal daraus entstehen würde, wenn der Berwalter erfuhr, daß der Stier frei herumließ. Dann setzte es am Ende Gane für Lasse und für ihn selber. Er mußte hin und ihn suchen; der Sicherheit halber nahm er die Peitsche mit und zog die Holzschuhe an.

Unten am Bachabhang hatte er fürchterlich gehaust. Ein ganzes Stück von der Wiese war ausgepflügt. Blutige Spuren liefen unten am Bett des Baches und über die Felder hin, Belle folgte diesen Spuren nach dem Feldrain hinüber, dort fand er den Stier. Das große Tier hatte sich ganz unter die Dornbüsche verfrachten und stand da und leckte seine Wunde. Als er Belles Stimme hörte, kam er heraus. „Rehrt!“ rief er und schlug ihn auf die Schnauze. Er setzte den Kopf an die Erde, brüllte und zog sich schwerfällig zurück; und Belle fuhr fort, ihn auf die Schnauze zu schlagen. Schritt für Schritt rückte er vor, unerbittlich ertönte seine Stimme: „Rehrt! Willst Du wohl kehrtmachen!“ Da drehte er sich um und lief mit großen Schritten davon, Belle ergriff den Spannpflod und rannte hinterdrein; mit der Peitsche hielt er den Stier in Atem, damit er keine Zeit hatte, Uebles zu erünnen. Als das dann glücklich überstanden war, brach er vor Müdigkeit zusammen. Er lag zusammengesauert unter der äußersten Tanne und dachte trüblich an Vater Lasse, der nun wohl krank zu Hause umherging und keinen hatte, der ihm eine Handreichung bei der Arbeit geben konnte. Schließlich wurde der Zustand unerträglich, er mußte nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

## Anfiedler-Geschichten aus Nordland.

12] Von Andreas Haukland.

### Heimkehr.

Oben auf dem Heuboden in Steinastad stand Bohnjuls und warf Heu durch eine Luke herab. Und unten im Viehstall ging Thorbjörg umher und trug das Heu, je einen Arm voll, von Tier zu Tier.

Unter dem Dach drinnen hing eine große Hornlaterne und verbreitete ihren matten Schein über die Tiere und über dem schwarzen Fußboden. Ein paar Lämmer tummelten sich frei umher. Und hinter dem Gitter, in einer Ecke, standen die Schafe und mischten ihr Blöken in das Wühen der Kühe.

„Jal Jal“ sagte Thorbjörg und eilte sich von Hürde zu Hürde.

„Jal Jal—aa!“ sagte sie. „Ihr bekommt schon.“

Und es war ein müder Gesang in ihrer Stimme, als seien es Kinder, die sie beruhigen wollte.

Als alle Tiere ihr Heu bekommen hatten, rief sie zu Bohnjuls empot, daß es jetzt genug sei.

Bald darauf kamen beide Beine durch die Luke zum Vorschein und dann der ganze Körper.

Er hing einen Augenblick an den Armen und ließ sich dann herab.

Die Mutter setzte sich, um zu melken. Er machte eine Runde zu jeder Kuh und jedem Schaf und sah sie fressen. Dann nahm er

einen der Kleinen Schemel und setzte sich zwischen zwei Kühe, dicht in die Nähe der Mutter.

Sie schwiegen eine Weile, beide.

Es war nichts weiter zu hören als der knirschende Ton, den all die launenden Tiere hervorbrachten, und die und da ein Horn, das gegen die Scheidewand schlug, und der tiefste, nasse Klang der Milch, die aus den Zitzen sprühte und in die Eimer platschte.

Plötzlich hielt sie mit Melken inne, sah ein Weibchen still, laufend.

„Ach nein“, sagte sie dann.

Und begann wieder zu melken.

„Mir war, als hörte ich eine Schelle“, sagte sie dann erärend.

Wieder war es eine Weile still. Dann sagte sie:

„Aber heute abend müssen sie doch kommen.“

„Ja“, sagte er, ohne Erwartung in den Worten.

Und sein helles Gesicht wurde plötzlich düster wie vom Haß.

Weshalb hatte Orm mitfahren dürfen — und nicht er?

Die Worte führen ihm heraus, plötzlich, als entblöhte er sich, ohne es zu wollen.

O — das hatte an ihm gefressen, jede einzige Stunde in all diesen Tagen. Und wie er hier allein mit der Mutter umhergegangen war, die stets mit ihrer Arbeit so eifrig beschäftigt war, hatte diese große Zurücksetzung alle anderen nach sich gezogen.

Jedes einzige Mal war ihm eingefallen, wo der Vater ihn hinter Orm zurückgesetzt hatte.

Es sah ja immer aus, als ob Steinax sich erst darauf besinnen müsse, daß auch Bohnjuls sein Sohn sei.

Die Mutter blidte ihn an:

„Ach — er ist doch der Älteste“, sagte sie.

Aber sie bereute es im selben Augenblick. Denn er warf den Kopf in die Höhe und schrie beinahe:

„Ja — er ist der Älteste — der Älteste!“

„Sol's der Teufel!“ sagte er und stand auf und ging von ihr fort.

Sie konnte hören, wie es in seiner Kehle lärmte, als ob dort ein Schluchzen festsaß.

„Aber er ist doch nur ein Jahr älter“, sagte er und kam zurück.

Die Mutter lächelte ihm milde zu.

Wollte er denn, daß sie allein zu Hause bliebe?

Er würde schon das nächste Mal mitkommen, sagte sie tröstend.

„Das nächste Mal! Das nächste Mal!“ maulte er.

Aber er wollte nicht sein ganzes Leben hier umhergehen und warten auf — das nächste Mal!

Nein — er wollte nicht! sagte er und stand wieder vom Schemel auf.

Was wollte er dann? Die Mutter ließ die Euter los. Sie sah vornübergebeugt und wartete.

Er wollte fort! Ja — und wenn er auch ganz allein in einer Hütte, weiß der Teufel wie weit entfernt, hausen sollte.

Sein Bild wurde hell und funkelnd. Und die Stimme sank vor Milde: „Du könntest ja einmal zu mir kommen“, sagte er.

Und als er das gesagt hatte, da war es, als ob Haß und Zorn von ihm wichen.

Er blieb eine Weile stehen, schweigend und still, während Lächeln auf Wächeln über sein Gesicht flatterte wie Sonnenstreifen über weiche Wiesen.

Und durch seinen Sinn sauste der Urwald mit dem Erlengesäusel im Lenz und der Musik der durchwachenden hellen Sommer-nächte. Er hörte den saugenden Ton der Varentage auf weichem Sumpf und das Kniden der Zweige unter den Füßen des Elchs.

Ja — er sah das langbeinige Tier dabonstolpern, wie auf Stelzen, die großen, flachen Hörner hinten am Halse zurückgelegt, da, wo Tannen und Zweige das gewaltige Haupt umschleierten.

„Jal Jal“ sagte er laut.

Die Mutter lächelte. Sie nahm seine Hand und zog ihn auf den Schemel hinab.

Sie sah lange und blidte ihn an. Ihre Rippen öffneten sich mehrmals, als wolle sie sprechen. Aber sie schlossen sich wieder, als besänne sie sich.

Zuleht sagte sie, und ihre Worte kamen unsicher und schleppend: Sie wolle ihm etwas erzählen.

Aber er dürfe nicht sagen, daß sie es gesagt hätte. Er dürfe Steinax und Orm nicht wissen lassen, was sie ihm erzählte.

Sie schwieg wieder, als bereue sie ihre Worte.

Aber da wurde er ungeduldig und drang in sie:

„Was war es? Was war es denn?“

Ja. So erzählte sie denn von ihrem heimatischen Kirchspiel, von ihres Vaters Höfen, von dem Abhang und dem Tal und den halbgemähten Wiesen, von dem Abendnebel, der wie eine Silberwolke am Fluß entlang wogte, vom Epenlaub, das wie Schuppen im Epenwalde glüberte, und vom Birkenlaub, das in Büscheln hing, so fein, daß sie fast in der Luft verschwanden, und von dem Fluß, der mitten im Tale lag wie eine Klinge, die ein Lager teilt. Und von dem Wasserfall, der immerfort summt, wie eine ewig mahrende Mühle. Von der Mittagsruhe erzählte sie, da die Sonne heiß über den Heuwiesen auf dem Abhang stand und es sich so erquickend im Bach badete, und der Grashoden kühlend die Fußsohlen streichelte, und das lange Gras um die Waden peitschte.

Lang erzählte sie. Und alles, was sie erzählte, handelte von dem Kirchspiel, wie es an dem Tage war, als sie es verließ, als

hätte sie in all diesen Jahren nichts anderes im Gedächtnis gehabt, nichts anderes gesehen, wenn sie ihre Augen schloß, als diesen einen letzten Tag.

Als sie zuletzt schwieg, sah sie eine Weile mit einem traurig-träumenden Lächeln.

Und dann erzählte sie das ganze noch einmal. Als gäbe es auf den Walzen ihrer Seele nur diese einzige Melodie.

Brynjulf hörte sie auch das zweitemal bis zu Ende an.

Und nun sah auch er jedes einzelne Bild, als stünde er neben ihr auf dem Abgang. Er bewegte sie und da seine eine Hand, als wollte er über das Tal hindenuten auf alles, was er sah: Den schwarzen Schatten unter den Waldwipfeln, die weiße Perlenwolke über dem Wasserfall und den Fluß, der gewunden, wie eine Pflanzenklinge, mitten im Lager der Fruchtbarkeit lag.

Aber als sie wieder schwieg, fragte er:

„Können wir nicht dorthin gehen?“

Und gleich darauf sagte er, als hätte alles andere keinen Sinn:

„Wir gehen dorthin, ja, gewiß, Mutter!“

„Ach, — das ist weit —“ sagte sie, und sie lächelte wie jemand, der sich in sein Los gefunden hat und nichts mehr verlangt.

Bald darauf beugte sie sich dicht zu ihm und sprach, bleich und stille, während sie seine Hand streichelte:

Er solle Orm nicht zürnen und auch seinem Vater nicht.

Wenn er nicht mehr auf Steinartad bleiben wolle, dann müsse er versuchen, ob er den Weg über das Gebirge finden könne. Und fände er ihn, dann sollte er erzählen, wer seine Mutter sei. Vielleicht fände er auch ihren Vater am Leben.

„Aber Du, Mutter?“ sagte er.

„Ich bleibe hier“, sagte sie.

Und plötzlich stammte ihr Gesicht, und sie sah gerade aufgerichtet und stolz auf dem Schemel.

„Das mußt Du sagen, wo Du hinkommst“, sagte sie.

„Und ihre Stimme, lang voll und fest.“

„Freiwillig und ohne Zwang lebe ich hier auf Steinartad. Und es geht mir gut! Das sollst Du sagen!“

Sie sah kurze Zeit mit zurückgeworfenem Haupt und schwieg. Dann beugte sie sich plötzlich als sänte sie zusammen. Durch ihren Rücken lief Zuden auf Zuden, als sähe sie und schlüchzte und unterdrückte das Weinen.

Plötzlich fuhr Brynjulf in die Höhe.

„Da sind sie!“

Er stand stark und lauschte.

„Da sind sie!“ sagte er in atemlosem Eifer.

Und im selben Augenblick war alle Zurücksetzung und der fressende Groll dieser Tage wie aus seinem Sinn verschwunden. Er stürzte hinaus und stand draußen auf dem Hofplatz und lauschte.

Es war Mondschein. Die blauweiße Fläche glitzerte wie ein See, und der Wald einer Mauer schwarzer Felsen um sie her.

Wie ein Fluß wogte das Licht auf den Hof, das die kleinen Inseln glitzerte.

Der Schellenklang kam näher, immer näher, aber es kam kein Ruf, kein:

„Hoo — hoo!“ als Gruß für den Hof. Nur die Schellen klangen weiter.

Die große viereckige Erzglocke an der Deichsel, die ihre schweren, langen Schläge schlug. Klang! Klang! Und die beiden runden unter der Brust des jüngsten Pferdes, die mit ihren klirrenden Lauten zwischen die schweren Glockenschläge hineinrieselten.

Brynjulf füllte die Brust mit Luft. Und dann leerte er sie wieder in einem langen Ruf:

„Hoo — oo — hoo!“

Er stand ein paar Minuten und holte langsam Atem und hörte den Wald antworten:

„Hoo — i!“

Aber von den Fahrenden hörte er keine Antwort. Nur die Schellen klangten weiter wie zuvor.

Nun konnte er auch hören, wie sich die Schlittenschuhen gegen den Schnee scheuerten. Es zischelte und zischelte. Witzgleich kamen die Töne an dem mondkalten Abend.

Er rief wieder.

Und stand dann wieder und atmete still und lauschte. Bekam aber keine Antwort aus Menschenmund. Nur des Waldes höhnisches:

„Hoo — i!“

Es rollte wie Gelächter. Und erstarb langsam.

Torbjörg kam aus dem Stall heraus mit den vollen Eimern. Sie blieb nur einen Augenblick stehen.

„Da sind sie ja“, sagte sie und ging eiligst ins Haus.

Brynjulf begann den Kommenden entgegenzugehen. Was mag das nur sein, dachte er.

Überkam hörte er keinen Laut, kein Sterbenwort von ihnen? Es überkam ihn wie böses Grauen. Er mußte daran denken, wie einmal — vor langer, langer Zeit — Steinartad allein und erschöpft nach Hause gekrabbelt kam, als die Wölfe sein Pferd gefressen hatten.

Was mag das nur sein? jammerte es immer wieder in ihm, während er seinen Schritt beschleunigte, bis er ihnen fast entgegenlief.

Er stieg in den Schnee am Begrande hinaus, als er sie erreicht hatte.

Das vorderste Pferd streckte ihm das Maul entgegen und wieherte zum Zeichen, daß es ihn wieder lenne.

Steinar sah unbeweglich vorn auf dem Schlitten.

Brynjulf fühlte seine Knie beben. Eine Kraftlosigkeit überkam ihn, daß er beinahe umgesunken wäre.

Da lag ja Orm hinten im Schlitten, ganz still.

War er tot?

Brynjulf packte den Hinterrand des Schlittens. Und, vornübergebeugt, ging er hinterher und schluchzte und starrte den Bruder an.

Hätte der Schlitten gehalten, so würde Brynjulf sich auf die Knie geworfen und um Vergebung für die bösen Gedanken dieser Tage gejammert haben.

Nun ging er da hinter dem Schlitten her, von Neuem gespeinit.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die schwarze Pest in Rußland im Jahre 1654.

Von Dr. Otto Schmelzer.

In keinem Lande Europas hat die Pest so oft Einkehr gehalten und so fürchterlich gewüthet wie in Rußland. Immer ist sie von Osten gekommen in raschem und plötzlichem Zuge und man wußte keinen Wall gegen sie zu errichten. Vorkehrungsmahregeln kannte man nicht: auf dem Lande lebten die Russen kaum anders als die Asiaten, die großen Städte starbten von Schmutz, Aerzte gab es bis zum achtzehnten Jahrhundert nur in ganz geringer Zahl und das Volk traute ihnen damals noch weniger als heute; dazu kam das jähe Klima, namentlich die Bluthize im Sommer mit ihrer wechselnden Nachttemperatur, und die Vettelarmut des niederen Volkes — der schwarze Tod hat niemals einen günstigeren Herd gefunden als im Reiche des Zaren und nirgends schrecklichere Ernte gehalten als dort. Nach einer Zusammenstellung des russischen Kulturhistorikers Alexander Brüdner, die bis in das erste Jahrhundert zurückruft, haben von da an bis zum sechzehnten Jahrhundert in Rußland in jedem Säkulum mindestens dreimal große Seuchen geherrscht, die ein Massensterben mit sich brachten und die man im allgemeinen mit dem Namen „Pest“ bezeichnete, wenn es bisweilen auch nicht die wirkliche Pest, sondern der Hungertyphus sein mochte, der unter den Bewohnern aufräumte. Seit der Zeit, da Rußland immer mehr in die Reihe der Kulturstaaten eintrat und westeuropäische Sitten annahm, hat die Gewalt des schwarzen Todes nachgelassen.

Im Mai 1654 traf in Moskau die Nachricht ein, daß die Pest wiederum in Annarsch sei. Die Bevölkerung wurde alsbald von einer Panik erfaßt; aber man hatte keine Mittel zum Widerstand und suchte in dumpfer Verzweiflung den grausigen Gast erwarten, der mit Riesenschritten heranrückte. Damals herrschte der zweite Jarin im Hause Romanow, Alexei. Alexei befand sich in der Hauptstadt, auf einem Feldzug gegen die Polen, und hatte die Regierungsgeschäfte dem Patriarchen Nikon anvertraut. Als die ersten Opfer in Moskau fielen, war es dessen Sargwächter Jarin Marja Ilnischna und deren Kinder schleunigst zu beschaffen; die Jarin führte zuerst am Fluße Nerli eine Art Quarantäne; das sie rasch aufgeben konnte, und suchte dann Zuflucht in ein Kloster Koljasin. Die Pest griff inzwischen mit rasender Schnelligkeit um sich und verschonte keine Kreise. Um den Zaren und sein Heer vor Ansteckung zu schützen, wurden auf der Straße von Moskau bis Smolensk Schlagbäume errichtet, die niemand passieren durfte, der in der Nähe Moskaus geweilt hatte oder gar aus der Hauptstadt kam. Auch der Vertreter des Zaren mußte fliehen, um sich vor dem sicheren Tode zu retten. Als es bekannt wurde, daß die Leiche einer von der Pest verstorbenen Beamtenfrau über den Weg gebracht war, übernahm das Kloster Koljasin die Stelle der Straße und der Raum zu beiden Seiten auf hundert Schritt mit Holzhäusern besetzt, die man zur Reinigung der Luft anordnete. Dann wurde die Asche mit der Erde vermischt, sorgfältig abgeführt und an weiter Entfernung neues Erdreich herangeführt.

In Moskau hatte man Fenster und Türen im Zarenhofe und dessen sämtlichen Nebengebäuden vermauert, um sie vor dem Eindringen des Giftthauches zu schützen. Ueber der Stadt brütete die Sommerhize und die Luft war schwer wie dicker Nebel. Zuerst sperrte man die Häuser ab, in denen Erkrankungen stattfanden; was drinnen war, mußte drinnen bleiben und verfiel der Seuche. Ueberall sah man Wachen stehen. Auch um die Dörfer der Umgegend wurden Nordons gezogen und an allen Orten stiegen die Feuergeraden zum Himmel, die Luft von Miasmen zu befreien. Auf den Verkehr Gesunder mit Kranken stand Todesstrafe.

Aber so verhee und wirkte die Seuche, daß man auch diese Maßregeln bald unterließ. Der Tod raffte alles dahin und keiner kümmerte sich mehr um den anderen. Die Hize ließ nach, aber auch das brachte keine Hilfe. Die Regierung hatte mittlerweile der Fürst Bronski übernommen, dem die Jarin das wunderartige Bild der heiligen Mutter Gottes von Kasan aus dem Troizischen

Kloster senden ließ; „man sollte dem Heiligenbilde einen feierlichen Empfang bereiten und es in der Kathedrale aufstellen, damit der gerechte Zorn Gottes gestillt werde“. Um diese Zeit richtete der Fürst ein Schreiben an den Zaren, aus dem man ersehen kann, wie es in Moskau zugeht. Es hieß darin: „Nun ist seit dem Tage des heiligen Simeon (1. September) die Seuche von Tag zu Tag schlimmer geworden. Sowohl in Moskau selbst wie in den Vorstädten ist nur ein kleiner Teil der rechtgläubigen Christen übrig geblieben. In sechs Regimentern ist kein Soldat mehr vorhanden; in den anderen sind die meisten krank oder davongelaufen; es ist niemand da, der die Wache beziehen könnte. Alle Kathedralen und Kirchen haben den Gottesdienst eingestellt, nur in der großen Kathedrale findet täglich die Messe statt, da noch drei Geistliche übrig geblieben sind. Alle anderen sind tot und so sterben die rechtgläubigen Christen ohne geistlichen Beistand und in der Stadt und ihrer Umgegend liegen die Leichen, die von den Hunden hin und her gezerrt werden. Es ist niemand da, der den Toten ein Grab graben könnte; die Fuhrleute der Armenhäuser, welche die Leichen früher hinausgeschafft und sie verscharrten, sind selbst gestorben; alle anderen Menschen, die noch leben, fürchten sich, in die Nähe der Toten zu kommen. Alle Aemter sind geschlossen; die Beamten und Schreiber sind alle dahin. Unsere Häuser stehen leer; die darin wohnen, sind tot, und auch wir, deine Sklaven, erwarten stündlich, daß der Tod uns heimsuche. Ohne deinen Befehl, o Herr, dürfen wir nicht in die bei Moskau gelegenen Dörfer überstreben, was wir der schweren Luft hier wegen gern täten, um nicht insgesamt wegzusterben. Darum bitten wir dich, uns, deinen Sklaven, einen solchen Befehl ausfertigen zu lassen.“

Bronskis Befürchtung, daß auch ihn der Tod ereilen würde, erfüllte sich nur zu rasch. Wenige Tage, nachdem er diesen Brief an den Zaren geschrieben, war er eine Leiche. Und in der unglücklichen Stadt wurde es immer schlimmer. Kein Laden stand mehr offen, Handel und Wandel stockten völlig. Von dem zahlreichen Gesinde der Magnaten, die oft Hunderte von Hausklaven hatten, war bisweilen nicht ein einziger mehr zur Bewachung des Palastes übrig, aus dem die Herrschaft entflohen war. Die Sträflinge brachen aus den Gefängnissen aus, und niemand konnte sie am Plündern hindern, bis sie selbst von der Seuche vertilgt wurden. Auf den Straßen haüften sich die Kadaver und in der ganzen Stadt herrschte ein Leichengeruch, der das Atmen unmöglich machte. Um das, was in den Dörfern und anderen Städten Außlands geschah, sorgte man sich nicht; überall herrschte das Sterben; aus schlimmsten scheint es aber doch in der Hauptstadt selbst gewesen zu sein. Im „Theatrum europaeum“ findet sich folgende Schilderung der Zustände in diesen Zeiten: „In diesen Tagen herrschte die abscheuliche Seuche der Pestilenz in Moskau in derartiger Heftigkeit, daß auch die Menschen auf den Gassen unbegraben lagen und von den Hunden gefressen wurden, — wovon sie (die Hunde) dann ganz rasend und toll die lebendigen Menschen angefallen, also daß die Leute wegen dieser Bestien weder auf den Feldern noch in den Häusern sicher sein konnten. Dieses war die Ursache, warum der Großfürst (Zar), welcher mit seinem Hauptheer zehn Meilen hinter Wjasma stand, nach der Moskau zu gehen, Scheu getragen.“ Sodann ist von der Uneinigkeit zwischen dem Zaren und dem Patriarchen die Rede, mit dem sich Kaiserin der Tat überworfene hatte, und dann heißt es weiter: „Darüber nun sein ganzes Reich zu Strafe vor Gott mit der allgemeinen Pest bestraft wurde, als zuvor nie malen in selbigen Lande gehört worden. Darinnen waren etliche 100 000 Menschen, ja in der Stadt Moskau allein über 200 000 Seelen an solcher Seuche verstorben, sogar, daß auch keine Leute mehr gewesen, die des Großzaren Schloß betreten wollten. Dannenhero die Tore zu Moskau Tag und Nacht offen und ohne Wacht gewesen. Dreiwel auch auf dem Lande viel Dörfer ausgestorben, als lief das Vieh haufenweis auf dem Felde herum, sterbe teils Hungers, ward auch teils von den wilden Tieren zerrissen und verzehret.“

Völlig erloschen scheint die Epidemie, die wahrscheinlich Beulenpest war, erst im Jahre 1656 zu sein, denn bis dahin sind immer noch gewisse Warnungen erlassen. Alexei kehrte 1655 zurück und hielt Ende Februar des genannten Jahres seinen Einzug in die Stadt, der mit großen kirchlichen Feierlichkeiten verbunden war; seine Gemahlin war mit den Kindern bereits früher eingetroffen. Aber der Zar blieb nur wenige Wochen in seiner Hauptstadt und ging dann wieder zur Krone ab. Die Stadt konnte sich von der Heimsuchung nur langsam erholen und noch nach Jahrhunderten sprach man mit Schauern von diesem Zuge des schwarzen Todes.

## Kleines feuilleton.

### Kunst.

**Behendes Grün.** Im Salon von Paul Cassirer zeigt Waldemar Rösler seine neuesten Bilder. Behendes Grün. — Es gab Zeiten, da sahen die Maler den Baum als ein Nebeneinander von vielen kleinen Einzelheiten, von zahllosen Zweiglein und Blättchen. So haben etwa Ludwig Richter oder Caspar David Friedrich die Bäume gezeichnet, haben ein Reg von

Konturen säuberlich gestrich und dann all diese Zellen mit schattiertem Grün ausgetusch. Man darf nicht sagen, daß solche Methode, den Wald einzufangen, unklüftlerisch gewesen wäre; auch auf Richters minutiös addierten Baumkronen weht ein Haumen und Flüßern von des Waldes grüner Unendlichkeit. Nur: wir sehen heute nicht mehr so, nicht mehr so botanisierend, nicht mehr so sentimental, das Einzelne lieblosend, nicht mehr so entdeckerlustig. Wir sehen mehr das Zusammenhängende als das Einzelne. Wir sehen weder die Blättchen noch den Baum; wir sehen allein das Grün. Wir sehen dies Grün auch nicht so starr, daß wir es Oval für Oval anspießen könnten; wir sehen ein dauerndes Werden. Wir erblicken nicht mehr romantisch den Baum als einen Helden; wir erblicken im Prozeß der Natur die grüne Materie und deren Funktionen. Behendes Grün, ganz unsentimental gesehen, das ist es, was Waldemar Röslers Bilder uns zu Offenbarungen des eigensten, tiefsten Empfindens werden läßt. Ja, so sehen wir den Wald und so den Baum, als ein grünes Flammen und Glädern, als aufleuchtendes, wirbelndes Grün. Gerade diese Bewegung der tausendfältigen Blätter wurde uns zur Form des Baumes. Das Fließen und Fluten der Wipfel dünnt uns ein Ornament, ein Sichtbarwerden von den Kräften, die in den Stämmen steigen und aus den Wolken blasen, den grünen Zauber aufrauschen zu lassen. Es ist sehr schön, wie lebenswahr Rösler den Wald als Bewegung, als ewiges Werden zu geben vermag. Wenn die Art Ludwig Richters lyrisch ist, so dürfen wir von Rösler sagen: daß er das Drama des Waldes malt. Aber nicht ein Drama im heroischen Maße, einem einzelnen zur Ehre. Vielmehr: das gewaltige, in seiner Unabänderlichkeit heitere, in seiner Bedingtheit sich selbst erlösende Drama, zu dem uns gegenwärtigen Menschen die Natur und das eigene Sein wurde.

### Technisches.

**Eine neue Art von elektrischem Licht.** Die Wissenschaft und Technik kann mit ihren Mitteln für künstliche Beleuchtung noch nicht am Ende ihrer Arbeit und ihrer Fähigkeiten angelangt sein, denn trotz aller Fortschritte auf diesem Gebiete ist man von einem Ideal noch weit entfernt. Alle Beleuchtungsarten, die jetzt eine mehr oder weniger weite Verbreitung besitzen, leiden an dem Fehler einer großen Wärmeentwicklung, die, abgesehen von ihrer Unannehmlichkeit in geheizten Räumen, auch eine Verschwendung von Kraft bedeutet. Allerdings sind in letzter Zeit einige Erfindungen gemacht worden, die eine wesentliche Verbesserung in dieser Richtung anzeigten, zum Beispiel die der Quecksilberdampflampe. Diese Lampe besitzt eine weit geringere Wärmeausstrahlung als andere Beleuchtungsmittel, dafür aber wieder den Nachteil eines intensiv farbigen Lichtes, das für gewöhnliche Verhältnisse aus diesem Grunde gar nicht in Frage kommen kann. Nebenbei ist man auch damit noch lange nicht bei dem Ziel eines völlig „kalten Lichts“ angelangt, wie es in der Natur das Licht des Glühwürmchens darstellt. Dieses Ziel zu erreichen, wird auch sicher noch viel Arbeit und Zeit kosten. Bis dahin muß jede neue Beleuchtungsart sorgfältig geprüft werden, inwieweit sie einen Fortschritt in diesem Wettlauf bringt. Das Neueste auf dem Felde der Beleuchtungstechnik ist das Neonlicht. Das Neon gehört zu den Elementen, die in der gemeinen Luft enthalten, dem Menschen aber bis auf die jüngste Zeit verborgen geblieben sind. Erst die moderne Physik hat sie zutage gefördert. Die Entdeckung des Neon war eine der Großtaten von William Ramsay, nachdem er schon zuvor mit Lord Rayleigh zusammen das Argon in der Atmosphäre gefunden hatte. Gleichzeitig mit dem Neon wies Ramsay noch zwei andere seltene Gase im Luftmeer nach, die er auf den Namen Krypton und Xenon taufte. Zu diesen Entdeckungen gehört dann außerdem noch die Feststellung des früher im Spektrum der Sonne erkannten und danach benannten Elements Helium in der irdischen Atmosphäre. Diese Stoffe sind nun sämtlich in nur geringen Mengen in der Luft vorhanden, sonst wären sie der Forschung wohl nicht so hartnäckig ausgewichen. Das Argon ist noch das häufigste, indem davon ein Raumteil in je hundert Teilen Luft enthalten ist. Vom Helium kommt erst ein Raumteil auf 20 000, beim Neon auf 60 000, beim Krypton gar auf 20 000 000 und beim Xenon auf 170 000 000 Raumteile der Luft. Wenn man aber bedenkt, welch ungeheuren Raum die Atmosphäre selbst einnimmt, so ist die Gesamtmenge dieser Elemente immer noch bedeutend genug. Mehrere Physiker, unter ihnen auch Ramsay, der dazu ein halbes Liter von reinem Neon zur Verfügung hatte, haben nacheinander festgestellt, daß dies Gas leicht vor elektrischen Funken durchschlagen wird, und zwar fünfmal leichter als Luft. Beim Durchgang einer elektrischen Ladung gerät das Neon in ein prachtvolles orangefarbenes Leuchten. Der französische Physiker George Claude in Boulogne hat nach einem Bericht des „Cosmos“ zuerst den Versuch gemacht, dies Leuchten zu verwerten. Die Aufgabe war nicht leicht zu lösen, da eine genügend reinliche Scheidung des Neon von den übrigen Elementen der Luft ein schwieriges und daher auch kostspieliges Unternehmen ist. Trotzdem sind diese Hindernisse überwunden worden und Claude hat in einer 8 Meter langen Röhre mit nur 1000 Volt Spannung ein außerordentlich schönes und helles Licht erzeugt. Die Leuchtkraft betrug nicht weniger als 1320 Kerzen oder 220 Kerzen auf das laufende Meter der Röhrenlänge. Danach wäre das Neonlicht sowohl an Leuchtkraft als an Billigkeit der Erzeugung dem Moore-Licht erheblich überlegen.